

strebungen hatten ihr relatives Recht. Seit den 1980er Jahren wurde auch von einer „Dialektrenaissance“ gesprochen, die aber mehr im Buch und auf der Bühne stattfand (Cornelissen 2015, S. 118).

Ein kluges Fazit hat ein Germanist gezogen (Götttert 2012, 347): Die Mundarten bzw. Dialekte werden in Zukunft „weiter abnehmen, könnten dafür aber als Umgangssprache oder bloße Akzente selbstverständlicher werden. Die Hochsprache hat nach einer Epoche der Normierung ... ein Höchstmaß an Einheit gefunden und dürfte in Zukunft etwas mehr Toleranz vertragen."

Viel weniger abstrakt sagt es ein Bayer, der sich über die Sache seine Gedanken macht, mit dem wunderbar verschrobenen Satz (nach Gutknecht 2009, S. 108): „Wenn man sich einmal an das hochdeutsche Sprechen gewöhnt hat, kriagt mas ums Verrecka nimma ausm Mäu."

Frank-Rainer Schurich, Christian Stappenbeck
Expeditionen in die deutsche Sprachlandschaft
Kuriose Funde einer Wortschatzsuche
2016 / 250 Seiten / 12,95 € / ISBN 978-3-89574-900-1
Verlag Dr. Köster, Berlin / www.verlag-koester.de

Berlinerisch

Der durchgescheuerte Hosenboden

Eigentlich müsste die Überschrift heißen: **Berlinisch**; so lautet die Bezeichnung hochsprachlich richtig. Aber die Einheimischen haben's nicht so mit der gehobenen Ausdrucksweise und nennen ihre Mundart Berlinerisch. Ist das überhaupt eine ↗Mundart oder ein Dialekt, eine „Stadtsprache mit Varianten" – oder *wat denn nu*? Der bewanderte Sprachkenner Karl-Heinz Götttert (2012, S. 107 f.) sagt hierzu in seinem Streifzug durch unsere Dialekte:

Diese Stadtsprache ist „kein gewachsener Dialekt, der irgendwie an einem alten Volksstamm hing oder durch Abbau des ursprünglich Niederdeutschen zustande kam. Berlinisch war ein künstliches Produkt, mit dem man entsprechend weiter experimentieren konnte". Einwohner Berlins sprachen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Idiome, unterschieden auch nach Stand und Stadtviertel, nach Anlass und Stimmung. Es gibt die typische Auffächerung der Stadtsprache in Varianten, aber den typischen (den „idealen") Dialektsprecher gibt es nicht.

Am Beginn stand ein **Siedlerdialekt** von Zuwanderern aus dem fernen Westen in die Mark Brandenburg. Markgraf Albrecht I. (gest. 1170), genannt der Bär, lockte sie mit Land und Privilegien. Vom 12. bis 14. Jahrhundert strömten sie zuhauf aus Ostfalen und Westfalen, vom Rheinland und den Niederlanden. Dass die Stadt Berlin nach Albrecht dem Bären genannt wurde, ist nicht wahrscheinlich. Der Forscher Theodor Zell (Pseudonym für Leopold Bauke, gest. 1924) glaubte, dass eine seichte Stelle im Flusslauf der Spree, beim heutigen Mühlendamm, als Furt für Bären und anderes Wildtier diente und dass der Stadtnamen vom *Bärenlager* herrühre. Aber der slawische Ursprung des Namens, *brlo* oder *berlo* für

„Ort bei einem Sumpf“ oder „trockener Ort in einem Feuchtgebiet“, wird heute mehrheitlich kaum bezweifelt.

Der Bär, im Stadtwappen seit 1280 enthalten, war für die Namensgebung also nicht maßgeblich; vielleicht haben aber zugewanderte Siedler den vorgefundenen Namen der Ortschaft umgedeutet – in *Bärlein*, *kleiner Bär*. Der erste uns bekannte Berliner war übrigens ein Herr Symeon, urkundlich erwähnt als *dominus Symeon de Berlin* im Jahr 1244. Die Urkunde war leider nicht berlinisch geschrieben, sondern in einer Art von Küchenlatein.

Wie dem auch sei, die zugereisten frühen Berliner sprachen wie die Umgebung, die Dörfer ringsumher, eine niederdeutsche Mundart, **südmärkisch** genannt, und so schrieb bald auch die Verwaltung – bis der Stadtschreiber Johann Nether 1504 das Oberdeutsche als Schriftsprache einführte. Man orientierte sich nun von der norddeutschen Hanse weg nach Süden Richtung Sachsen, insbesondere wegen der wirtschaftlichen Kontakte nach Meißen, Dresden und Leipzig. Das dort gesprochene Ost-Mitteldeutsche eroberte Berlin. Das Hochdeutsche verdrängte das Niederdeutsche. Neue Zuwanderer prägten weiterhin den Wortschatz: die Hugenotten mit ihrem Französisch (sie bildeten zeitweise ein Fünftel der Bevölkerung), die Polen und Schlesier und die osteuropäischen Juden mit ihrer mittelhochdeutschen Schwester-Mundart, dem Jiddischen. Ein buntes Gemisch, das heute noch ergänzt wird durch das Türkische in Neukölln und den Einfluss des Schwäbischen im Prenzlauer Berg, unter anderem rund um den Kollwitzplatz.

Betrachten wir nur einige Beispiele aus dem zusammengemixten Berliner **Wortschatz**. Von der plattdeutschen Vergangenheit haben wir den *Steppke* (kleiner Junge), die *Göre* oder *Jöhre* (Kind, Mädchen), den *Kanten* (Brotende) und die *Stulle* (Brotscheibe), welche sich von der sächsischen Bemme nicht verdrängen ließ. Das westslawische Erbe zeigt sich im *Kiez* (Siedlung), im *Prahm* (Lastkahn) und in der *Plötze* (nach dieser Fischart heißt Plötzensee). Von den Hugenotten stammen sicher zehn Dutzend Wörter, zum Beispiel die *Budike* (von *boutique*), der *Deez* (*tête*, der Kopf), aber auch *blümerant* (von *bleu-mourant*, leichenblass) und *propper* für sauber. Aus dem ebenso reichhaltigen Schatz des Jiddischen (↗Jiddisch) seien nur genannt: *Daffke*, *Maloche*, *Moos* und *Schlamassel*. Jeder Berliner und jeder Deutsche spricht, was den Wortschatz betrifft, ein wenig Jiddisch (so formuliert Göttert 2012, S. 122)

Wer etwas Typisches mitten aus dem Leben lesen will, nehme Alfred Döblins Roman *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf* (1978, S. 305 und 377) zur Hand. „Mieze, Mulleken kleenes, schimpf mir doch ordentlich aus. Aber sag doch wat. Wat hab ick denn getan, weil ick mir verspätet habe gestern abend.“ – „Nu mach mal een Punkt, und drück mir nich so, Mensch, ich bin nich von Eisen“, sagt sie; und er: „Nee, aus Fleisch, aus scheenes Fleisch, Mieze, gib

mir deen Schnuteken." – „Bild dir doch keene Schwachheiten ein. Wo bin ick deine Mieke?“

Die oft beschworene Berliner **Schnauze** erfindet immer wieder Neuwörter, die witzig sind oder witzig sein sollen. Da wurde die Baskenmütze zum *Jedächtniswärmer*, der Fernsehturm zum *Telespargel*, die Kongresshalle zur *schwangeren Auster*, die Volkskammer zu *Erichs Lampenladen* und die Bulette zur *jebratenen Schrippe*. Als zarte Ermahnung kann man von einem Einheimischen hören: *Du jeest ma uffn Senkel, ick hau da gleich mitn Kopp durch de Betonwand*. Eine Forsa-Umfrage erbrachte vor einiger Zeit das erstaunliche Ergebnis, dass 69 Prozent der Deutschen die Berliner Schnauze lieben.

Bei der *Jöhre* haben wir eines der Merkmale des Berliners: das -g- wird teilweise zum -j- verändert. *Juut jeloofen* hört man, oder *soone Jemeinheit*. Gern wird der Zwielaute -au- zum langen -oo- umgeformt, und der Zwielaute -ai- zum langen -ee-: *dufte Beene haste*, oder *roochen wa noch eene, wa?* Besonders typisch ist der ich-Laut: aus ich wird *ick* und *icke*, aus bisschen wird *bisken*, aus Schnäuzchen *Schnuteken*. Und dann haben wir noch das -s- am Wortende, das zum -t- mutiert (aber nie durchgängig, wie man bei Alfred Döblins Sätzen sieht): *'n kleenet bisken mehr*, oder: *so wat Orjinellet möcht ick ham*.

Dann gibt es natürlich die Verwechslung von mir und mich, die aus dem plattdeutschen Zusammenfall von Dativ und Akkusativ zu „mi“ herrührt (ein altes Erbe), was in einem bekannten Vers (Götttert 2012, S. 104) deutlich wird:

Mir und mich verwechsl' ick nich,
dat kommt bei mich nich vor.
Meen Köta looft nich mit mit mich
und rennt ma weg durchs Tor.

Wieweit heute echt berlinert wird, ist in den Stadtvierteln Berlins ungleichmäßig, in Zehlendorf anders als im Wedding. Georg Butz (1988, S. 35) schrieb dazu den gelehrten Satz: „Durch die schichtenspezifische Segregationstendenz wird daher die Stadtmundart bis heute vor allem in den traditionellen Arbeitervierteln verwendet, während in den bürgerlichen Bezirken zunehmend eine Standardsprache mit leichten regionalen Merkmalen anzutreffen ist.“ Man ist also weit unten, wenn man einen Berliner berlinern hört. Oder positiv ausgedrückt, man ist ganz dicht am Leben der Stadt dran, denn „Slang ist der durchgescheuerte Hosenboden der Sprache“, wie es der Schriftsteller Truman Capote einmal ausdrückte.

Frank-Rainer Schurich, Christian Stappenbeck
Expeditionen in die deutsche Sprachlandschaft
Kuriose Funde einer Wortschatzsuche
2016 / 250 Seiten / 12,95 € / ISBN 978-3-89574-900-1
Verlag Dr. Köster, Berlin / www.verlag-koester.de

Sorbisch

Kummet, Quark und Schmetterling

Wieviel sorbisches und westslawisches Lehngut haben wir?

Peitsche, **Potsdam** und **Piëch** (der Auto-Manager von VW, gesprochen Pjech), sie haben auf den ersten Blick wenig gemeinsam, außer dass sie mit P beginnen. Aber näher besehen, besitzen sie die besondere Gemeinsamkeit, aus einer slawischen Sprache zu stammen. Man könnte auch, speziell auf das Land Sachsen bezogen, **Bemme** und **Bautzen** und **Budich** erwähnen – beispielhaft für eine Menge von Alltagswörtern, Orts- und Familiennamen insbesondere sorbischer Herkunft.

Überraschend ist es, aus wie vielen Quellen unser Wortschatz gespeist wurde. Wegen der großen, ja erdrückenden Übermacht von Entlehnungen aus Frankreich, England und aus dem Lateinisch-Griechischen bleibt das slawische Wort-Erbe zwar klar in der Minderheit. Doch es kann nützlich und spannend sein, einmal einen besonderen Blick darauf zu werfen, was wir für alltägliche Wörter von den östlichen Sprachnachbarn ins Deutsche importierten.

Das slawisch-sprachige Gebiet der Pomoranen in Pommern (von *po morje* = am Meer), der Obodriten und Polaben (*po Labje* = längs der Elbe), der Heveller und Ukrer, der Sorben und anderer erstreckte sich einst bis an Elbe und Saale. „**Wenden**“ (*veneti*) wurden sie mit einer alten lateinischen Fremdbezeichnung genannt. Auch die südslawischen Slowenen wurden lange Zeit als „Winden“ bezeichnet. Im Lüneburger **Wendland**, mit Lüchow als Mittelpunkt, sprach man vom 8. Jahrhundert bis um das Jahr 1750 wendisch, also elbslawisch. Und in Südbrandenburg und einem Teil Sachsens wird bis heute **sorbisch** als Muttersprache gesprochen, während die anderen kleineren Idiome von ihren Sprechern längst aufgegeben wurden – für alle Sprachforscher ein schmerzlicher Verlust. Das slawisch besiedelte Mecklenburg geriet unter dem Obodriten-Fürsten Pribislav um 1167 unter sächsische Lehnsabhängigkeit. Seine Nachkommen aber (zu denen die berühmte Königin Luise gehört) regierten das plattdeutsch sprechende Land mit dem Stierkopf-Wappen für viele weitere Jahrhunderte als Herzöge.

Im 19. Jahrhundert kam es zu einer slawischen Renaissance. Ein Dichter und Gelehrter slowakischer Zunge war es, Jan Kollár (gest. 1852 in Wien), der den Anstoß für eine literarisch orientierte **panslawische Bewegung** gab. Zu dieser Zeit hatten weder Tschechen noch Polen noch Slowaken, also keine einzige der westslawischen Sprachgruppen, einen nationalen Staat. Der erste panslawische Kongress fand 1848 in Prag statt – Prag war damals noch eine Stadt im Habsburgerreich –, und dort erhielten die Sorben (Selbstbezeichnung: *serby* bzw. *serbja*)

ihre blau-rot-weiße Fahne sowie ein erstarktes Selbstbewusstsein. Ohne jemals eine Amts- oder Staatssprache gewesen zu sein, bewahrten sie als slawische Insel in deutscher Umgebung ihre eigene Sprache. Heute wird diese (oder besser: werden diese beiden, Ober- und Niedersorbisch) durch Schriften des *Domowina*-Verlags und durch eine Sprachakademie namens *Serbski Institut* (gegründet wurde sie 1951 in Bautzen) gepflegt und gefördert.

Das instruktive Werk von Klaus Müller (*Slawisches im deutschen Wortschatz*, wesentliche Grundlage folgender Worterklärungen) beschreibt die teils kriegerischen, teils friedlichen Beziehungen im geographischen Raum seit etwa 1000 n. Chr. Darin lesen wir (Müller 1995, S. 12f.): „Während der deutschen Ostexpansion mächtiger weltlicher wie geistlicher Fürsten ... wird die eigenständige ethnische, politische und soziale Entwicklung der westslawischen Stämme trotz bisweilen hartnäckigen Widerstandes behindert oder unterbrochen. Große Teile des deutschen Sprachgebietes waren also im Mittelalter von Slawen besiedelt. Das Zusammenleben von deutschen und slawischen Bevölkerungsteilen führt zur gegenseitigen sprachlichen Beeinflussung, und schließlich gibt der größte Teil der Slawen seine eigene Sprache auf und nimmt das Deutsche an.“

Das Nebeneinander von slawischen und deutschen Siedlern bleibt bis heute sichtbar in unterscheidenden Ortsnamen wie **Wendisch** Rietz, Wendisch Waren, Wendisch Baggendorf, Deutsch Ossig und Deutsch Wusterhausen (das Pendant Wendisch-Wusterhausen heißt seit der preußischen Umbenennung Königs Wusterhausen, zu Ehren des Soldatenkönigs, der dort für sich und seine Trinkgesellen eine Residenz unterhielt). Auch in Österreich und im Nordosten Bayerns gibt es Ortsnamen wie **Windisch**-Grätz, Windischgarsten oder Geiselwind, die an slawische Besiedlung erinnern.

Orts- und Gewässernamen machen den einen großen Teil des slawischen Erbes aus. Bekannte Städtenamen von Lübeck, Schwerin über Potsdam und Berlin bis Chemnitz, Dresden und Bautzen gehören dazu. **Lübeck** zum Beispiel hieß ursprünglich *Ljubice*, die Liebliche. Gleich zehn Mal existiert ein Ort **Buckow**, woraus man ersieht, dass die Rotbuche (sorb. *buk*, ie. **bhāug*) hier sehr heimisch war. Der **Griebnitzsee** zwischen Potsdam und Berlin könnte von altpolabisch *gribnica* = pilzreiche Gegend, der Stechlin vom glasklaren Wasser kommen. Hinzu treten die Familiennamen, die oft auf *-tزش* oder *-sch* enden: darunter **Jentsch** (Johann oder Klein-Hannes), **Nitzsch** (Nikolaus), **Pietsch** (Peter), **Zieschke** (Zeisig), **Zibula** (Zwiebelchen) und **Kretschmer** (der Gastwirt). Einige Namen zielten respektlos auf körperliche Merkmale, zum Beispiel **Hubatsch** (das Großmaul), **Maly** (der Kleine), **Huschke** (das Öhrchen) oder **Platzek** (Stampfklotz oder Kuchenstückchen). Der Name **Wod(t)ke**, auch Wuttke, bezog sich vielleicht auf des Namensträgers Lieblingsgetränk, das unter dem Namen Wodka bekannt ist und Wässerchen bedeutet.